Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 5

Artikel: Weihnachtsouvertüre in Moll
Autor: Willi, Hanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666090

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hanna Willi

WEIHNACHTSOUVERTÜRE IN MOLL

Von müden Frauen und schwierigen Männern

Wir wollen heute keine Tips geben, wie man das Weihnachtsbudget möglichst strecken und was man der schwierigen Tante Hermine unter den Christbaum legen könnte. Wir wissen es nämlich selber nicht, und deshalb ist es gescheiter, von Dingen zu sprechen, die wir meistern können. Da ist zum Beispiel das Problem des Weihnachtskraches. Er kommt, wie der Weihnachtsmann, in sehr vielen Familien alle Jahre wieder, und alle Beteiligten sind doppelt und dreifach traurig darüber, dass er gerade in jener Zeit des Jahres, die man die heilige nennt, ausbricht.

Der Weihnachtskrach hat verschiedene Gründe. Einer davon ist die Uebermüdung der Hausfrau, die den ganzen Dezember hindurch mehr leistet, als ihren Kräften zuträglich ist. So plötzlich um den 15. herum ist sie mit ihren Nerven fertig, es bedarf dann nur des kleinsten Anstosses von aussen und sie exlodiert oder weint sich fast die Augen aus.

Der Ehemann sucht türknallend das Weite und ruft beim Abgehen, dieses Jahr werde keine Weihnacht gefeiert. Die Kinder weinen sich die Augen wund, und die Stimmung sinkt so lange auf den Nullunkt, bis der Vater mit dem Christbaum nach Hause kommt.

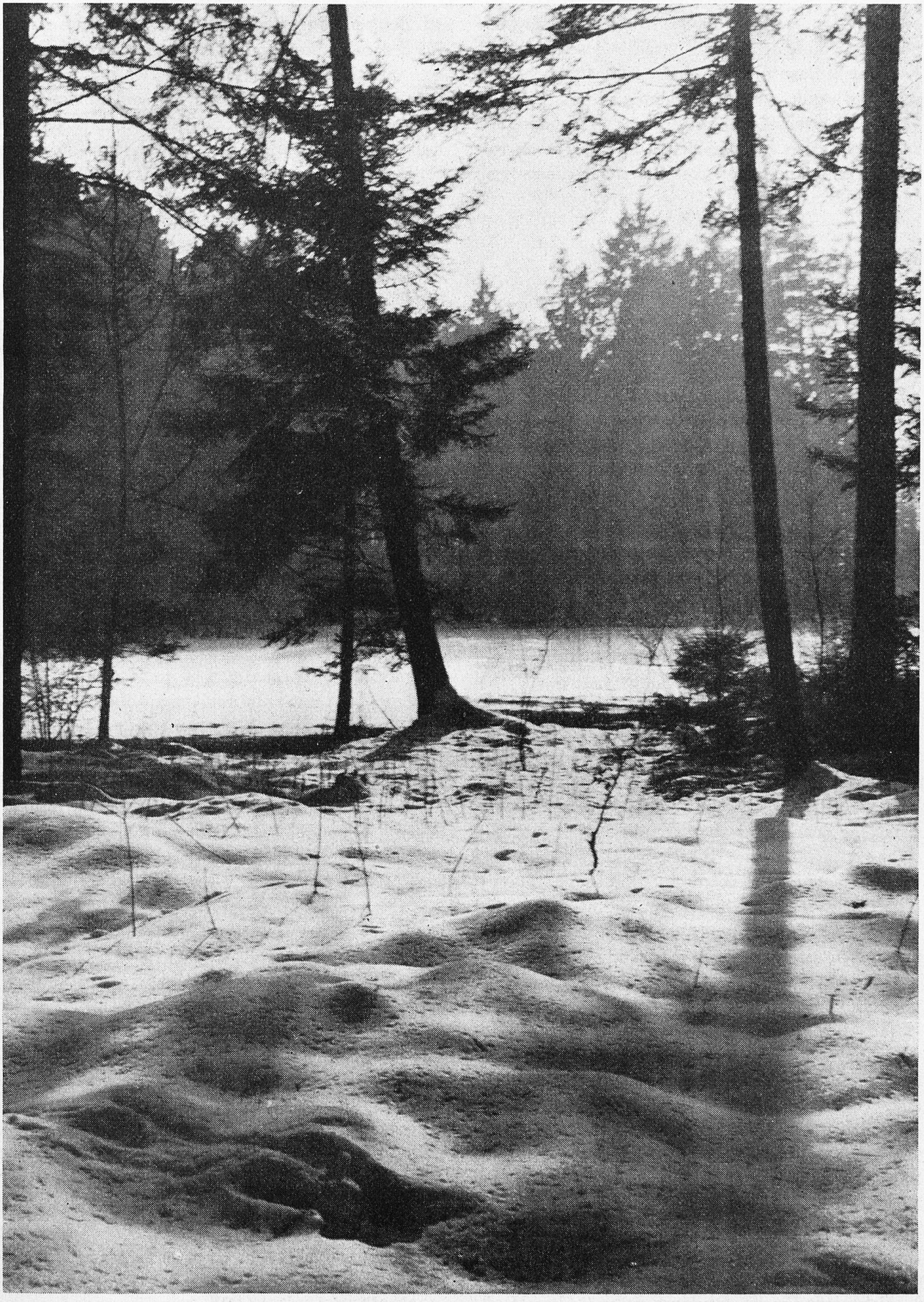
Die Uebermüdung der Mutter und die des Vaters, der vielfach auch in der Festzeit überbeansprucht wird, sind an diesem unerquicklichen Vorgang schuld. Aber lässt es sich wirklich nicht verhüten? Vielleicht, indem man als Frau ganz bewusst mit seinen Kräften haushält, indem man nur drei statt sechs Sorten bäckt und am Abend recht früh unter die Decke schlüpft? Wer klug genug ist, seine Weihnachtsvorbereitungen frühzeitig zu beginnen, wird um die Festtage selten so ausgepumpt sein, dass er gleichsam als Ouvertüre seinen Weihnachtskrach hat.

Männer sind in vorweihnachtlicher Zeit noch schwieriger als übermüdete Frauen. Nicht nur, weil sie finden, Weihnachten sei ein teures Fest und sie hätten es ohnedies schwer genug. Männer haben ein anderes Weihnachtsproblem: Sie sind enttäuscht. Ganz kindlich und einfach enttäuscht, weil sie finden, sie kämen zu kurz. Meist sind sie selber daran schuld, weil sie zu Beginn des Advents erklären, sie verböten sich jegliches Weihnachtsgeschenk. Aber am 24. Dezember sitzen sie dann mit den Augen eines enttäuschten Kindes unter dem Lichterbaum. Man soll ein männliches Geschenkverbot nicht allzu ernst nehmen. Denn Männer gleichen in diesen Tagen ein wenig Kindern, und ein Psychologe hat einmal erklärt, dass die besseren unter ihnen das verlorene Paradies der Kinderweihnachten betrauerten.

Da fühlen sie sich plötzlich ausgestossen in die kalte Welt der Erwachsenen, der Verdiener und der Pflichtbeladenen. Sie möchten plötzlich lieber Beschenkte als Schenkende sein, sie möchten überrascht und erfreut werden, aber weil sie um den Preis der Dinge wissen, gelingt ihnen die kindliche Freude nicht mehr. Deshalb sind sie am Heiligen Abend oft missgestimmt; sie haben in den Abgrund geblickt, der zwischen ihrer Kinderzeit und dem Erwachsensein klafft.

Noch ein Punkt: Es entspricht der Tradition, zum Fest nicht nur die Eltern und Schwiegereltern, sondern auch Tanten, Cousinen und ledige Angehörige zweiten und dritten Grades einzuladen. Frauen sind, auch wenn sie gelegentlich das Gegenteil behaupten, im Kreise der Familie recht glücklich. Unsere Männer aber sind selten familienbegeistert und gähnen nach dem festlichen Mahl der Erbtante unverhohlen ins Gesicht. Gelegentlich suchen sie auch im Rahmen der Familienzusammenkunft nochmals Grund zu einem Weihnachtskrach. Alles ist ihnen dazu recht: der zähe Weihnachtsbraten, die Kerzentropfen auf dem Teppich, der verdorbene Magen der Kinder.

Frauen mit familienfeindlichen Männern müssen klug und umsichtig zu Werke gehen. Sie dürfen nicht verlangen, dass ihr Mann mit festlichen Augen unter dem Tannenbaum sitzt und zuhört, wenn Grosstante Sophie von der guten alten Zeit erzählt. So ein Mann muss beschäftigt werden und sei es nur, dass er mit der Eisenbahn der Kinder unter dem Christbaum spielt. An den Frauen liegt



Winterabend *Photo A. Füglister*

es, den Männern zu beweisen, dass Familienweihnachten wunderschön und strahlend sein können. Es braucht dazu nicht einmal grosse Festessen und viel Aufwand; viel wichtiger sind ein bisschen Einfühlungsvermögen und guter Wille, das Fest so zu gestalten, dass sich alle daran freuen, die kleinen und auch die grossen Kinder.

Heinrich Böll

IM LANDE DER RUJUKS

Die grossen Fähigkeiten von James Wodruff sind schon früh einem kleinen Kreis von Spezialisten bekannt geworden, und wenn ich kurz von diesen Fähigkeiten berichte, statte ich eine alte Dankesschuld ab, denn immerhin — obwohl ich seit Jahren mit ihm verkracht bin — James Wodruff war mein Lehrer; er hatte (hat noch) den einzigen Lehrstuhl für Rujukforschung inne, den es auf dieser Welt gibt, gilt mit Recht als der Begründer der Rujukforschung, und wenn er auch innerhalb der letzten dreissig Jahre nur zwei Schüler gehabt hat, so ist sein Verdienst nicht zu unterschätzen; denn er hat diesen Volksstamm entdeckt, seine Sprache, seine Sitten, seine Religion erforscht, hat zwei Expeditionen auf eine unwirtschaftliche Insel südlich von Australien geleitet, und sein Verdienst bleibt, wenn er auch Irrtümern unterlegen ist, unschätzbar für die Wissenschaft.

Sein erster Schüler war Bill van der Lohe, von dem aber nur zu berichten ist, dass er sich im Hafen von Sidney eines Besseren besann, Geldwechsler wurde, heiratete, Kinder zeugte und später im Innern Australiens eine Rinderfarm betrieb: Bill ging der Wissenschaft verloren.

Wodruffs zweiter Schüler war ich; dreizehn Jahre meines Lebens habe ich darauf verwandt, Sprache, Sitte und Religion der Rujuks zu erlernen; fünf weitere Jahre verbrachte ich damit, Medizin zu studieren, um als Arzt bei den Rujuks zu leben, doch verzichtete ich darauf, das Staatsexamen abzulegen, weil die Rujuks — mit Recht — sich nicht für die Diplome europäischer Hochschulen, sondern für die Fähigkeiten eines Arztes interessieren. Ausserdem war nach achtzehnjährigem Studium meine Ungeduld, wirkliche Rujuks kennenzulernen, zu einer Krise gekommen, und ich wollte keine Woche, wollte keinen Tag mehr warten, wollte endlich lebende Exemplare eines Volkes sehen, dessen Sprache ich fliessend sprach. Ich packte Rucksäcke, Koffer, eine transportable Apotheke, meinen Instrumentenkasten zusammen, überprüfte mein Travellerscheckbuch und machte — für alle Fälle — mein Testament, denn ich besitze ein Landhaus in der Eifel und bin Inhaber der Nutzrente eines Obstgutes am Rhein. Dann nahm ich ein Taxi zum Flugplatz, löste eine Fahrkarte nach Sidney, von wo mich ein Walfänger mitnehmen sollte.

Mein (damals noch verehrter) Lehrer James Wodruff begleitete mich. Er selbst war zu hinfällig, um noch eine Expedition zu riskieren, drückte mir aber zum Abschied noch einmal seine berühmte Schrift «Volk nahe der Antarktis» in die Hand, obwohl er genau wusste, dass ich diese Schrift auswendig herzusagen verstand. Bevor ich das Flugzeug bestieg, rief Wodruff mir zu:

«Boruwal, doidoi duraboi!» was (frei übersetzt) heissen könnte: Mögen die Geister der Luft dich beschützen! Genau würde es wohl heissen: Der Wind möge keine widerspenstigen Geister gegen dich senden, denn die Rujuks leben vom Fischfang, und die Gunst des Windes ist ihnen heilig.

Der Wind sandte keine widerspenstigen Geister gegen uns, und ich landete wohlbehalten in Sidney, bestieg dort den Wahlfänger und wurde acht Tage später an einer winzigen Insel ausgesetzt, die, wie mein (damals noch verehrter) Lehrer mir versichert hatte, von den P-Rujuks bewohnt sein sollte, die sich von den eigentlichen Rujuks dadurch unterscheiden, dass ihr ABC das P enthält.

Doch die Insel erwies sich als unbewohnt, jedenfalls von Rujuks unbewohnt. Ich irrte einen Tag lang zwischen mageren Wiesen und steilen Felsen umher, fand zwar Spuren von Rujuks-Häusern, zu deren Bau sie eine Art Fischleim als Mörtel benutzten, aber der einzige Mensch, den ich auf dieser Insel traf, war ein Waschbärjäger, der für europäische Zoos unterwegs war. Ich fand ihn betrunken in seinem Zelt, und als ich ihn geweckt und ihn von meiner Harmlosigkeit überzeugt hatte, fragte er mich in ziemlich ordinärem Englisch nach einer gewissen Rita Hayworth. Da ich diesen Namen nicht genau ver-